

Die Unmittelbarkeit des Fehlenden

Methodische Reflexionen

Annika Lübben

Abstract: Der Text untersucht und reflektiert sich wandelnde Elemente von ethnographischer Forschung im Rahmen des Forschungsprojekts „Future-Making. Silicon Valley's Past and Present Futures“ während der COVID-19-Pandemie. Dabei wird betont, wie durch die sich verändernde Entfaltung impliziten Wissens ein forschender Blick auf die Zukunft immer wieder auf die Gegenwart und die Vergangenheit verwiesen wird. Durch die Vignette eines virtuellen Interviews mit dem 30-jährigen indischen Software-Programmierer R. werden die Herausforderungen beleuchtet, mit denen er während der Pandemie und in einer sich verändernden Welt konfrontiert ist. Es wird deutlich, wie die Pandemie die ethnografische Forschung maßgeblich beeinflusst und dabei eine einzigartige Perspektive auf die Arbeit von Menschen in der Tech-Branche bietet, die sich aus der Unmittelbarkeit dessen ergibt, was in der Vergangenheit war und nun dem Alltag entbehrt. Der Aufsatz argumentiert, dass insbesondere fehlende und abwesende – alle nicht unmittelbar beobachtbaren – Entitäten eine besondere Rolle für das Verständnis des gegenwärtig beforschten Feldes spielen können und ihnen deshalb mehr Aufmerksamkeit zukommen sollte.

Schlagwörter: Silicon Valley, ethnografisch-qualitative Forschung, Bay Area, Future Making, COVID-19-Pandemie, methodologische Reflexionen, Zukünfte, fehlende Entitäten, Erkenntnisgewinn durch das unmittelbar Fehlende

Einleitung

Als im Dezember 2020 eine ethnografisch-qualitative Studie im Forschungsprojekt zum Thema „Future-Making. Silicon Valley's Past and Present Futures“ startet, ist mir als beginnende Promotionsstudentin zum damaligen Zeitpunkt noch nicht bewusst, was allerlei Wandel in Forschungsform, -inhalt, -objekt und -methode für meine Arbeit bedeuten wird. Im

prä-pandemisch konzipierten Forschungsprojekt war es vorab angedacht, dass bei Projektbeginn ein zeitnaher Einstieg ins Feld erfolgt, was in meinem Falle – der ethnografischen Teilstudie des fünfteiligen Projekts – die umgehende Einreise in die USA, genauer gesagt in die Bay Area und nach Palo Alto ins ‚Silicon Valley‘ als Forschungsorte beinhaltete. An eine Einreise in die USA war aber im Frühjahr 2021 aufgrund der zur Pandemieeinräumung bestimmten Beschränkungen nicht zu denken: EU-Bürger:innen war der Besuch US-amerikanischen Staatsbodens vorerst auf unbestimmte Zeit verwehrt. Was als klassische ethnographische Feldforschung gedacht war, verändert, verzögert, verschiebt sich – und entwickelt sich dank ethnographischer Anpassungsfähigkeit, Flexibilität und Widerstandskraft unter global pandemischen Zuständen weiter. In diesem Beitrag werden die Bedingungen dieser (notgedrungenen) Weiterentwicklung von Forschung in den Blick genommen. Es wird reflektiert, wie in der veränderten Erschließung von implizitem Wissen während der Corona Pandemie ein forschender Blick auf Zukunft immer wieder auf das Gegenwärtige verwiesen wird. Eine besondere Rolle nimmt dann das dort Fehlende ein, da darin sowohl Bezüge auf Vergangenes als auch Zukünftiges aufscheinen können.

Zunächst wird mit einem komprimierten Einstieg in die Begriffswelt und das Feld des Future Makings die Forschungsthematik vorgestellt, um ein Verständnis dafür zu bieten, in welchem Rahmen sich die methodischen Reflexionen zur Forschung verorten. Überleitend zeige ich anhand einer Feldvignette auf, wie sich die Frage nach Zukunft und Future Making während der Pandemie zwischen Erinnerung, Umbruch und zeitlicher Rückbesinnung orientiert und schließlich in einer Manifestation des unmittelbar Fehlenden mündet. Abschließend veranschauliche ich anhand meiner Feldreflexionen den unvermuteten und zugleich besonderen Erkenntnisgewinn durch die pandemischen Feldumstände sowie die Integration der Erweiterung des methodisch- beobachtenden Blicks nicht nur für alles An-, sondern auch alles Abwesende auf.

Future Making trifft Pandemie

„Der Mensch schaut auf sich selbst zurück, aber nach seinem eigenen Ende, eine Reflexion im Futur II: Es wird einmal gewesen sein. Ein Blickpunkt, von dem aus sich die Frage stellt, warum ein aktuelles Zeitgefühl notwendig auf Fiktion angewiesen ist.“ E. Horn (2014: 11)

In einer Welt geprägt von rasantem gesellschaftlichem, politischem und klimatischem Wandel liegen Terminologien, die sich mit Zukunft und Zukünften befassen und eine aktive Einwirkung auf sie assoziieren lassen, in aller Munde. Immer nachdrücklicher scheint die allgemeine wie wissenschaftliche Nachfrage zu werden, Zukunft planbar(er) zu machen, zu steuern und damit eventuell prognostizierten Krisensituationen entgegenzuwirken oder vorzubeugen (vgl. Horn 2014). Das noch junge wissenschaftliche Feld der Zukunftsgestaltung, des „Future-Makings“ und des/der „Gestalten der Zukunft“ umfasst soziale, politische, kulturelle und wirtschaftliche Phänomene und nimmt häufig Themen der Digitalisierung, Innovationen, künstlichen Intelligenz sowie utopisch bis dystopisch erscheinende Zukunftsvorstellungen in den Blick. In diesem Sinne wird von Future making auch als [...] the work of making sense of possible and probable futures, and evaluating, negotiating and giving form to preferred ones“ gesprochen (Whyte/Comi/Mosca 2022).

Dabei ist die Zukunft als schwer greifbar erscheinende Entität zunächst lediglich als zeitliche Kategorie zu verstehen, die aus subjektiver Sicht auf die Gegenwart folgt und alles noch nicht Geschehene umschließt. Nach Luhmann (1990) ist die Zukunft somit als Zeithorizont der Gegenwart zu verstehen, die, in ihrer Funktion, Zeit und Realität zu integrieren, dafür sorgt, dass „die Zukunft nicht beginnen kann“ (ebd.: 128). Dennoch bleibt sie dabei „eins der wichtigsten Phänomene der Gegenwart“, denn „die Gegenwart ist die Realisierung eines von mehreren Zukunftsszenarien der Vergangenheit.“ (Popp et al. 2017: 11). Zudem liegt der Zukunft nach Höscher (2016) eine gewisse Doppeldeutigkeit des „Zukommens“ (ebd.: 15) inne, die einerseits die Vorstellung umfasst, dass sich die Dinge unserer Erwartungen aus der Vergangenheit und Gegenwart ableiten ließen und andererseits mit der gegenteiligen Vorstellung verknüpft, dass die Zukunft, ganz ihrer Benennung selbst entsprechend, auf uns zu-komme.

Deckungsgleich mit der zweiten Bedeutung ist kaum etwas so ungeplant beziehungsweise unvorhersehbar auf uns zu-gekommen wie COVID-19 zum Ende des Jahres 2019. Spätestens im Frühjahr 2020 ist die Corona-Pandemie auch in der westlichen Hemisphäre angekommen, omnipräsent und mit all ihren Auswirkungen bedrohlich spürbar geworden. Lebens- und Arbeitsalltage ändern sich über Nacht, Lockdowns läuten ein Kapitel der Isolation ein und das Corona-Virus verbreitet sich auf disruptive Art und Weise global. Während erste Impfstoffe entwickelt werden und die Pandemie in auf- und abebbenden Wellen des Krisenzustands unser aller Lebenswelten beherrscht, stößt sie auch neue Gegenwartsreflektionen und

Zukunftsdiskussionen an, wie: „Birgt der Digitalisierungsschub etwa Chancen für die Arbeitswelt und das Bildungssystem? Wie sieht unser Leben seit COVID-19 aus und wie könnte sich unsere Gesellschaft durch Corona verändern?“ (LPB 2021). Ebenso auf unterschiedliche Arten und Weisen von den disruptiven Auswirkungen betroffen sind Forschungsschwerpunkte, -methoden und -inhalten verschiedener Fachdisziplinen.

Isolierungsmaßnahmen zur Eindämmung der Ausbreitung von COVID-19 bedeuten, dass Sozialforscher, die es gewohnt sind, Feldforschung zu betreiben, über Möglichkeiten nachdenken mussten, persönliche Interaktionen zu vermeiden, indem sie (digitale oder nicht-digitale) Formen nutzen, die ähnliche Ziele erreichen. So beschreibt es Deborah Lupton (2021) in dem von ihr ins Leben oder, besser gesagt, ins Netz gerufenen und redigierten Crowdsourced-Dokument „Doing Fieldwork in a Pandemic“. Darin wird nicht nur auf Wege für Feldforschungen verwiesen, die ursprünglich als Face-to-Face-Methode geplant waren, um den Übergang in einen *hands-off*-Modus zu ermöglichen, sondern darüber hinaus auch auf sogenannte *born digital*-Forschung. Damit bezeichnet werden Inhalte, die bereits im Internet durch Online-Interaktionen generiert wurden und somit eine alternative Quelle für Sozialforschungsmaterialien darstellen können.

Doing Fieldwork in a Pandemic¹

Vor dem Hintergrund dieser Ausgangslage und der damit zusammenhängenden Unmöglichkeit, Feldforschungsaufenthalte (in der Zukunft) zu planen, scheint es eine große Herausforderung, wenn nicht sogar unmöglich zu sein, Ethnografie-gemäß ein implizites Wissen rund um das Thema Future-Making zu erforschen. Die Auswirkungen der Pandemie, beispielsweise das dezentralisierte Arbeiten, wirken wie eine Art „Blackbox“ auf die Tech-Welt des Silicon Valley und machen das teilnehmende Beobachten der Arbeitskultur vor Ort doppelt unmöglich. Zusätzlich destabilisierenden Einfluss auf den Forschungsprozess hat die kurzfristige Planbarkeit während der Pandemie, da zu Zeiten der Krisen- und Hochphasen, der mehrheitliche Blick in mögliche Zukünfte immer nur ein sehr überschaubarer und kurzsichtiger sein kann. So ist es schwer, in den absolut neuen,

¹ Dieser Titel geht auf das Crowdsourced-Dokument „Doing Fieldwork in a Pandemic“ von Deborah Lupton (2021) zurück.

außerordentlichen und noch nie dagewesenen Phänomenen der Gegenwart mögliche Zukunftsszenarien abzuleiten und zu imaginieren und die Gegenwart nach Popp et al. „als Realisierung eines von mehreren Zukunftsszenarien der Vergangenheit“ (2017: 11) zu begreifen. Um die eigene Forschung nicht einfach stillstehen zu lassen, werden Impulse zu digitalen-Ethnographien aufgenommen und es kommt zu einer Forschungsverlagerung auf Online- und Social Media Plattformen wie LinkedIn, Twitter, Reddit, Discord, Twitch und Clubhouse. Darüber hinaus werden erste Interviews mit Menschen, die allgemein im Silicon Valley und für Firmen der Bay Area arbeiten, via Zoom durchgeführt. Inwiefern mein ethnografisches Forschungsvorhaben ein ausschließlich digitales bleibt – oder später als Vorstudie dienen kann, aus der sich eine inhaltliche Fokussierung für die noch zwei dreimonatigen und einen zweiwöchigen zukünftigen Forschungsaufenthalte als Forschungsschwerpunkt ableiten lässt – liegt für mich zu diesem Zeitpunkt noch im Verborgenen.

Nicht nur auf planerischer, sondern auch auf inhaltlicher Ebene nimmt die Pandemie mehr und mehr Raum in meinem Forschungsprojekt (sowie in weltweit vielen weiteren betroffenen Forschungsvorhaben) ein. Zukunftsbezogene Themenschwerpunkte und Diskussionsinhalte haben sich durch die Pandemie nicht nur weiterentwickelt und verstärkt – so scheint es, als seien sie proportional zur unsicher und instabil erscheinenden Welt immer vielzähliger geworden – sondern auch ihre Form hat sich durch die kurzfristige bis unsichere Planbarkeit des Alltags während der Pandemie verändert. Somit bin ich mit meinem alternativen Vorgehen nicht allein: „Praktiken der Zukunftsgestaltung finden zunehmend online statt.“ (Whyte/Comi/Mosca 2022).

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Pandemie-bedingte Destabilisierungen meine Forschung in dreifacher Weise beeinflussen: Zum Ersten innerhalb des Projektrahmens in der vorab konzipierten inhaltlichen Fokussierung auf das Thema „Future-Making“, zum Zweiten im methodischen Vorgehen eines sich Schritt für Schritt dem tagesaktuellen Weltgeschehen anpassenden integrativen Forschungsansatzes und schließlich zum Dritten auf einer weiteren inhaltlichen Ebene in der ebenso sich pandemisch-bedingt (täglich) ändernden Lebenswelt und Arbeitskultur des Silicon Valley. Die Pandemie-bedingte Disruption scheint sich somit in allerlei Dimensionen in meiner Feldforschung zu manifestieren: Es kommt zu temporären, räumlichen sowie objekt-bezogenen Einschnitten, zu denen Vorkehrungen getroffen werden müssen. Wenig überraschend ist es zum damaligen Zeitpunkt für mich, dass die wenigen Personen, die einem digitalen Interview

zustimmen, bei Fragen rund um das Thema Zukunft und Zukünfte, immer wieder auf ihre individuelle Erfahrung der aktuellen pandemischen Situation und ihrer Konsequenzen zu sprechen kommen. COVID-19 ist gefühlt „über Nacht“ aber gleichzeitig über Monate hinweg zum Hauptgesprächsthema geworden.

Im Folgenden werde ich anhand einer Vignette aus meiner Feldforschung aufzeigen, die sinnbildlich für viele ähnlich verlaufene Interviews steht, wie im Forschungsfeld das Thema Zukunft und Future Making in den ethnografischen Gesprächen verhandelt wurde und welche Reflexionen dadurch für das methodische Vorgehen meine Forschung ausgelöst wurden.

Vignette – Vom „Heute“ in der Spiegelung zum prä-pandemischen Damals

Feldnotiz Zoom Interview R.: 22nd October 2021, 3am CET / 21st October 2021, 6pm PST

Pünktlich um 3 Uhr morgens in Norddeutschland und um 18 Uhr abends in Oakland, Kalifornien, beginnen R. und ich das verabredete Zoom-Meeting. R. hat soeben seinen Feierabend begonnen und sitzt in dunkelgrauem T-Shirt vor der Kamera. Im Hintergrund sind schlichte, weiße Wände. Eine offene Zimmertür rahmt R. in seinem Schreibtischstuhl sitzend. Aus meiner Perspektive auf der linken, von ihm aus auf der rechten Seite sieht man noch ein Stückchen entfernt den Ausschnitt einer Küchenzeile. Die digitale Herd-anzeige und die darüber befindliche Mikrowelle scheinen mit blau-weißem LED-Licht die Uhrzeit anzugeben, sind jedoch nur als undeutliche Lichter aus der Entfernung auszumachen und durch das Zoom-Bild verpixelt. Der Raum wirkt aufgeräumt, geometrisch, ungedrungen und minimalistisch, aber auch nahezu chromophob und steril. Es sind keine persönlichen Gegenstände oder Akzente zu erkennen. Dabei bleibt es unklar, ob dies genau für den Grund des Zoom-Interviews und die Aufnahme so eingerichtet wurde oder ob es sich hierbei einfach um den Normalzustand handelt. Ebenso uneindeutig lässt sich sagen, ob R. hier in seiner offenen und geräumigen Wohnküche beispielsweise am Esstisch sitzen mag oder aber aus seiner 1-Zimmer-Wohnung zu mir spricht. Per Frontkamera der Laptopbildschirme scheint es, als würden wir uns durch das Zoom-Meeting wie durch ein transatlantisch-interkontinentales Fenster in unseren Home-Offices gegenübersetzen. Dabei entsteht eine ungewohnte Mischung aus Nähe und Distanz: Es hat zugleich etwas Fremdes, aber auch etwas Privates bis Intimes an sich, einem Fremden

in seiner eigenen Umgebung oder seinem remote Arbeitsplatz zu begegnen. Seine wie meine Umgebung bleiben von uns beiden gleichermaßen unkommentiert.

R. ist zurzeit unseres Interviews Anfang 30, in Indien geboren und aufgewachsen und identifiziert sich selbst männlichen Geschlechts. Er ist bereits seit über zehn Jahren in den USA: zunächst für ein Studium, doch mittlerweile wohnt er schon seit einigen Jahren in Oakland. R. ist Software-Programmierer für eine der großen Tech-Firmen, die ihren Hauptsitz im Financial District in San Francisco haben. Seine Kontaktdaten habe ich über einen Bekannten erhalten, so weiß R. bereits vorab über die Eckdaten meines Forschungsvorhabens Bescheid, sodass er scheinbar nur noch mit obligatorischem Kopfnicken „Ja, ja, natürlich“ der Kameraaufnahme zustimmt und wir nach der freundlichen gegenseitigen Begrüßung direkt ins Gespräch starten.

Schnell kommt R. in einen Redefluss und bei mir ein leiser Verdacht auf, der mich im Unklaren lässt, ob dieses eventuell nicht das erste Interview dieser Art sein könnte, so geübt und routiniert, wie R. sich vor der Kamera verhält. Entweder scheint ihm das Sprechen vor der Kamera sehr leicht zu fallen oder vielleicht findet er sogar Gefallen daran, all die alltäglichen Dinge einfach einmal loswerden zu können. Für mich ist es eine angenehme Abwechslung, nach anderen deutlich zäher verlaufenden Interviews, dieses Mal kaum Rückfragen stellen zu müssen. Anderthalb Stunden Gespräch mit einer Vielzahl an spannenden Themen vergehen mit R. wie im Flug. Er erzählt mir vom aktuellen Lockdown, von seiner Arbeit von zu Hause aus, wie er seinen Tag für sich strukturiert und erscheint in alledem sehr selbstbestimmt, bewusst und organisiert zu sein. Dabei ist seine selbstbewusste Art vor allem eine sich-selbst-bewusste: eine sehr angenehme, bodenständig bis realistische, die einem schnell das Gefühl von Vertrautheit vermittelt und etwas Wohlwollendes ausstrahlt.

Die Pandemie habe die Arbeitskultur im Silicon Valley und in der gesamten Bay Area maßgeblich beeinflusst, erzählt mir R., in den allermeisten Büros der Bay Area herrsche derzeit gähnende Leere: „Das Einzige, was es hier [in der Bay Area] zu beobachten gibt, sind lauter Leute, die von zu Hause arbeiten und in ihren Jogginghosen auf ihre Screens und Laptops starren. In den Büros ist niemand mehr.“ Dabei habe sich für ihn selbst, als alleinstehenden und kinderlosen Software Engineer, nicht so extrem viel an seiner Arbeitsroutine verändert, wie es sich R.s Ansicht nach beispielsweise für arbeitende Eltern habe, die nun ständig bei der Arbeit unterbrochen werden würden und Zeit wieder gutmachen müssten oder aber hierdurch den

doppelten Druck ‚von oben‘ vom Management verspürten, auch ja „genug“ zu arbeiten von zu Hause aus.

Ob R. selbst von zu Hause aus sein tägliches ‚Soll‘ erfülle, wisse er nicht genau, erzählt er mir. Dabei lässt die Neutralität bis Gelassenheit in seiner Stimme jedoch vermuten, dass er bestimmt sogar zufriedenstellende Arbeit leistet – und vielleicht sogar mehr als genug davon. Bereits vor der Pandemie sei er es gewohnt gewesen, circa zwei Tage die Woche von zu Hause aus zu arbeiten, eines der üblichen „perks of working in tech“. Was genau er von der Zukunft erwartet, wie er sich mögliche Zukünfte – für sich im Subjektiven und für die Bay Area im Größeren gedacht – vorstellt oder was seine Perspektive auf die Zukunft ist, vermag er mir nicht zu beantworten. Einerseits scheint er solche Fragen für sich generell noch nicht abschließend geklärt zu haben, andererseits scheint er im Moment, was das Thema Zukunft angeht, zurückhaltend zu sein, da zurzeit ja eh von Tag zu Tag geschaut werde und tagesaktuelle Entwicklungen langfristige Planungen zunichten machen könnten. Auffallend häufig driften wir in Gesprächsmomente ab, die versuchen, in all dem pandemisch-veränderten und Fehlenden ein Schnipsel ‚Gebliebenes‘ oder ‚Überbliebenes‘, ein Stückchen ‚Normalzustand‘ zu finden. Was ihm und seinen Kollegen am meisten fehle, sei der soziale Austausch bei der Arbeit, die informellen Gespräche, der Dialog, Plausch und „gossip“ beim Lunch oder in der Kaffeepause. Ausführlich und lebhaft beschreibt R. den ehemaligen sozialen Austausch und das Miteinander in Großraumbüros und Küchenkantine, die er nun so zu vermissen scheint. Die von der Firma ersatzweise organisierten Team Events könnten das fehlende Gefühl für Teamdynamik nicht ausgleichen, beschreibt mir R.:

„Viele Unternehmen haben versucht, dieses Problem durch die Organisation gemeinsamer Teamveranstaltungen oder virtueller Happy Hours zu mildern. Aber es ist immer noch nicht dasselbe, als wenn man die Leute persönlich trifft. Ich scherze oft mit meinen Freunden, dass ich nicht wirklich sagen kann, wie groß mein Teamkollege ist, weil ich ihn nur in einem Zoom-Anruf sehe und ich ihn nur oberhalb seiner Schultern sehen kann. In einer Welt, in der man zur Arbeit geht und diese Person sieht, kann man viel mehr über die Teamdynamik erfahren und verstehen, wie man in das Team passt, indem man auch die nonverbalen Signale beobachtet. Sogar in einem Meeting, wenn ich sehe, dass ein paar Leute quasseln, bedeutet das, dass meine Präsentation nicht funktioniert. Aber jetzt kann jeder die Zoom-Videos ausschalten und ich kann nicht

wirklich sagen, ob das, was ich vortrage, den Anforderungen entspricht oder nicht.“

Das Interessante an unserem Gespräch ist, so kommt es mir mitten in unserer Unterhaltung in den Sinn, inwiefern die Pandemie scheinbar reflektorische Prozesse angestoßen hat: R. erzählt wie selbstverständlich von all den (sonst) gewohnten Dingen, von prä-pandemischen Zuständen von Tun und Sein, so wie es vor Corona wohl einmal gewesen ist. Dies geschieht in einem Modus des Vergleichens und in einer gewissen Zurückbesinnung, des Früher vs. Heute, des „Normalzustand“ Sonst vs. Ausnahmesituation Jetzt. Spannend daran ist, dass er mir durch seine Erzählungen ein relativ genaues Bild vom „eigentlichen“ Zustand zeichnet. Ich beginne mir, das Forschungsfeld der Vergangenheit vorzustellen und bekomme durch all das, was offenbar wichtig und oder wertvoll für die Menschen hier gewesen ist – und nun eben fehlt – einen besseren Einblick darein, was mein Feld ausmacht.

Die Lebenswelt der Pandemie scheint hier sowohl als ein Moment des Futur II in Erscheinung zu treten, in all den unterbrochenen Alltagen und Routinen, die nun einmal gewesen sind (vgl. Horn 2014: 11), als auch als ein Moment des Futurs denkbar zu sein, in dem in Bezug auf das sehnlich erhoffte, aber unbekannt bleibende Ende der Pandemie eine Zukunft im Futur II entworfen wird. Gleichermassen tut sich in dieser Betrachtung ein Spannungsfeld zu der Unplanbarkeit der Pandemie auf: Indem nur von Moment zu Moment gelebt werden kann und keine Entscheidungen in (fernerer) Zukunft als von Tag zu Tag getroffen werden können, scheint sich ein Futur in jedem einzelnen Tag aufzulösen und zu versiegen, als sei hier ein gewisser Endzustand der Zeit erreicht. Auf diese Weise stoßen die disruptiven Verhältnisse und temporalen Spannungsverhältnisse reflektori-sche Gedankengänge in und über das Feld an, die meiner Forschung eine einzigartige Betrachtungsweise ermöglichen.

Der ethnografische Erkenntnisgewinn in der Unmittelbarkeit des „Fehlenden“

Zwar ist zum Forschungsbeginn schnell klar, dass es für den Moment unmöglich sein wird, gewisse soziale Praktiken² als Gegenstand von Ethno-grafie im Hier und Jetzt teilnehmend zu beobachten, doch durch den ganz

2 Als eines der „vier Markenzeichen von Ethnografie“ benennen Breidenstein, Hirschauer, Kalthoff und Nieswand (2020) „soziale Praktiken“ als Gegenstand von ethnografi-

bestimmten Erzählmodus der Rückbesinnung und des Vergleichs, wie er in anhand der Fallvignette von R. verdeutlicht werden kann, können soziale Praktiken rund um die Arbeit in Tech von „damals“ trotzdem ethnographisch erfasst werden. Teilweise scheint sogar implizites Wissen durch das explizite Beschreiben des vorher nicht Bewussten und nun Fehlenden artikulierend zutage gefördert zu werden.

Durch die Betrachtungsweise durch eine Brille des Fehlens und Nicht-Seins zeichnen meine Interviewpartner*innen ein ganz eigenes Bild ihrer Lebens- und Arbeitswelt: Es erscheint wie durch eine Art Pauschpapier, das nun im „Negativ“ der beschriebenen Lebenssituationen aufzeigt, was womöglich zuvor im „Positiv“ noch nicht einmal seinen Weg ins Bewusstsein finden konnte. Diese Formen der Erzählung zeigen in besonderer Weise auf, was sich durch die pandemischen Einschnitte wie verändert hat – und in welchem Maße die Pandemie scheinbar auch ein kollektives Sich-Gewisser-Dinge-Bewusst-Werden und Reflektieren des sonst alltäglich nicht mehr Wahrgenommenem ausgelöst hat. Insbesondere, da der besondere Erzählmodus auch die gegenwärtige Beschaffenheit des Gedankenguts und der Erwartungen widerspiegelt, die, um es mit der Zukunfts-Auslegung nach Logue (2023) zu formulieren, unsere Handlungen von heute leiten und bestimmten und somit Einfluss auf die Zukunft nehmen.

Wenn klassische prä-pandemische ethnografische Feldarbeit ihr Feld vor allem dadurch zu beschreiben versucht, was in ihrer kontemporären Teilnahme zu beobachten ist und was von der „Unmittelbarkeit der gesuchten Forschungserfahrung“ lebt, so zeichnen in pandemischer bzw. digitaler ethnografischer Feldarbeit die Erzählungen von dem, was nun eben genau nicht da ist, ein ziemlich konkretes Bild dessen, was einen Erkenntnisgewinn für das Feld bedeutet. Implizites Wissen, das an dieser Stelle zur Oberfläche kommt, ist durch die disruptiven Einschnitte der Pandemie vielmehr das, was Menschen nun nicht mehr tun, was sie nicht mehr machen können und was dafür in der Unmittelbarkeit des pandatisch-bedingt Fehlenden artikuliert werden will (dem Erzählmodus des Vermissens und Fehlens): etwas, das aber ebenso viel Aussagekraft über das Forschungsfeld hat, wie all das derzeitig nicht Zugängliche. So kann alles Fehlende in vielfacher Form auch nach seinem Verschwinden und in seiner Abwesenheit weiterhin eine bemerkenswerte Relevanz für das

scher Arbeit (ebd.: 32). Weitere ihrer Gütekriterien sind ein „feldspezifischer Opportunismus“ (ebd.: 34) und das „implizite Wissen“ (ebd.: 35f.).

kontemporäre Feld bedeuten und damit weiterhin präsent erscheinen (vgl. Heimerdinger 2023, 22).

Rückblickend lässt sich sagen, dass mit den Herausforderungen der Pandemie häufig in etwas zeitlichem Abstand auch große Erkenntnisgewinne einhergehen, die in diesem Falle einen sensibilisierten Blick und Forschungshorizont für alles nicht Existente eines Ortes oder Sachverhalts bedeuten und die Qualität mit sich bringen, ein ganz besonderes Verständnis für Forschungsinhalte zu bekommen und Feldbeschreibungen extra dicht erscheinen lassen können.

In einem Versuch, die „Blackbox“ Pandemie im ethnografischen Sinne zu entpacken, lässt sich sagen, dass die Corona-Krise in vielerlei Hinsicht für ethnografische Arbeiten wie auch andere Themen, beispielsweise die Digitalisierung, als besonderer Inkubationsmoment und Beschleuniger wirken konnte. Inwiefern das Forschungsprojekt in einem anderen, COVID-19-freien Zeitabschnitt ähnliche Themen oder gänzlich andere Themen zutage gefördert hätte, bleibt unklar und streitbar. Sicher aber ist, dass die Corona-Pandemie durch die vielfältig disruptiv wirkenden Einschnitte einen ganz exklusiven Einblick in ein bestimmtes Zeitkapitel an einem bestimmten Ort erfordert und ermöglicht hat.

Letzten Endes zeichnet sich dieser Zustand des Vermissens von etwas, der Sehnsucht nach Fehlendem und das Leben in Vergangenheit dadurch aus, dass der rückwärtige Sog und die Unbestimmtheit dieser Zeit einen Blick in die Zukunft und somit Aussagen über das „Future-Making“ hier wohl erschwerten und damit häufig in einer Besinnung auf das Hier und Jetzt münden ließen, die neues Bewusstsein für sonst unbewusste Dinge schaffen konnte. Abschließend möchte ich mit einer Vignette zur unbewusst verlaufenden Integration der methodischen Reflexionen darauf aufmerksam machen, welch großer Erkenntnisgewinn sich im unmittelbar Fehlenden verbergen mag und somit ein abschließendes Plädoyer für mehr Aufmerksamkeit für alles Fehlende, Unsichtbare und Abwesende halten.

Vignette – No masks mandatory. One last field trip.

2nd October 2023

Es ist noch früh am Morgen des 2. Oktober 2023. Warmes, orange-gelbes Licht der kalifornischen Sonne durchflutet die Flughafenhallen des SFO, San Francisco Airport. Ich stehe mit meinem Ausweisdokument und dem Boardingpass in einer langen Reihe mit vielen anderen Passagieren bereit

fürs Boarden. Mein Feldforschungsort über die letzten zwei Jahre, von denen ich insgesamt schon 6 Monate vor Ort sein durfte – ein neues Coworking Space Startup im Herzen San Franciscos – eröffnete nach meinem letzten Aufenthalt in den USA einen neuen Standort nördlich der Peninsula in San Rafael. Voller Dankbarkeit den neuen Standort nun in den vergangen zwei Wochen auch mit eigenen Augen gesehen und erkundet zu haben, sowie mit vielen neuen sowie komplementierenden Feldnotizen im Gepäck, trete ich mit großer Müdigkeit und unterschwellig „schwerem Herzen“ die Rückreise nach Deutschland an, in dem Bewusstsein, dass dies zumindest für Feldforschungszwecke vorerst der letzte Besuch in Kalifornien sein wird.

Nach und nach werden die einzelnen Boardinggruppen aufgerufen und mein Blick schweift über die langen Schlangen und Ansammlungen an Menschen. Plötzlich wird mir aus einem unbewussten, transitorischen Zustand des Wartens und geistiger Umnebelung bewusst: Von meiner Position aus kann ich in diesem Moment keine einzige Maske mehr erkennen: weder in den Gesichtern der Passagiere, noch wie früher vor der Benutzung öffentlicher Verkehrsmittel häufig schon vorbereitend an den Handgelenken getragen. Ebenso seltsam war es mir bereits bei dem Hinflug erschienen, dass die Airlines nun nicht mal mehr einen Nachweis für den aktuellen Impfstatus verpflichtend sehen wollten. So sehr waren die Vorkehrungen der Pandemie nun in allgemeine Gewohnheiten und Verhaltenskodexe übergegangen, dass nun das bloße Fehlen ihrer, eine Erhöhung der Aufmerksamkeit und ein seltsames Gefühl auslösten. Mich zurückbesinnend auf den Forschungsbeginn, den inhaltlichen Erkenntnisgewinn und dadurch entstehende methodische Bewusstseinserweiterung stieg ich voller Zuversicht und mit neuen Ideen in das Flugzeug nach Hause.

Mit dieser Positionierung möchte ich für mehr Aufmerksamkeit und Bewusstsein für unmittelbar fehlende und abwesende Entitäten plädieren, die in ihren Forschungsfeldern auf vielfältige Weise präsent erscheinen (vgl. Heimerdinger 2023, 22) und einen nicht unerheblichen Erkenntnisgewinn mit sich bringen können.

Gerade beim Imaginieren von Zukünften, die häufig in der Rückbesinnung auf Vergangenes Gestalt finden, bildet das unmittelbar Fehlende einen wichtigen Parameter, den es bei der Betrachtung des Forschungsfeldes, aber auch im Sinne des Future Makings nicht zu vernachlässigen gilt. Auch wenn es sich bei Imaginationen und Vorstellungen von Zukunft als „homogene[n], allmählich verfließende[n] Zeit“ überraschenderweise um ein noch relativ junges Phänomen des 17. und 18. Jahrhunderts handelt (Hölscher 2016, 10), scheint ein allgemeines Zukunftsbewusstsein und

dessen Bedeutung zunehmend und insbesondere in Zeiten von Krisen Konjunktur zu erfahren. Dieses Zukunftsbewusstsein stellt in den Fokus, wie verschiedene Modi von Zukunftsbetrachtungen unser gegenwärtiges Handeln beeinflussen und lotsen. So heißt es im Stanford Social Innovation Review: „Despite the uncertainty and unknowability of the future, there is growing recognition that the way we think about and imagine the future, and our expectations as to what will happen in the future, guides and directs actions today.“ (Logue 2023). In diesem Sinne scheint auch der während der Pandemie fokussiert rückwärtig gerichtete und sehnüchtige Blick auf vergangene ‚Normalzustände‘ die gegenwärtige Abwesenheit der Pandemie in bestimmten Dispositionen konstruiert zu haben, sodass sie uns nun beispielsweise im Nicht-Vorhanden-Sein der Masken in Erscheinung tritt.

Daher sollte in der Art und Weise, wie wir über Zukunft denken, wie wir sie uns vorstellen und wie wir diese erforschen, nicht nur das Unmittelbare und Offensichtliche in den Fokus stehen, sondern auch dem präsenten Fehlenden und Abwesenden ebenso wohlverdiente Aufmerksamkeit entgegengebracht werden.

Literatur und Quellen

- Bartam, Arne (2023): USA heben Corona-Impflicht auf. ARD Washington, tagesschau. <https://www.tagesschau.de/ausland/amerika/impfpflicht-coronavirus-usa-flugreisen-100.html>
- Breidenstein, G., Hirschauer, S., Kalthoff, H., & Nieswand, B. (2020). *Ethnografie: Die Praxis der Feldforschung* (3rd ed.). utb GmbH. <https://doi.org/10.36198/9783838552873>
- Heimerdinger T. (2023). Das Abwesende erforschen: Versuch über die Lücke und das Verschwinden. *Zeitschrift für Empirische Kulturwissenschaft*, 119(1), 5–25. <https://doi.org/10.31244/zekw/2023/01.02>
- Hölscher, Lucian (2016): *Die Entdeckung der Zukunft*. Göttingen: Wallstein Verlag.
- Horn, Eva (2014): *Zukunft als Katastrophe*. Frankfurt a. M.: Fischer Verlag.
- Horx, Matthias (2008): *Technolution. Wie unsere Zukunft sich entwickelt*. Frankfurt, Campus Verlag.
- Logue, Danielle (2023): Future-Making for Social Impact. Radically rethinking how we organize and govern for social impact. In: *Stanford Social Innovation Review*. https://ssir.org/articles/entry/future_making_for_social_impact
- Luhmann, Niklas (1990): Die Zukunft kann nicht beginnen: Temporalstrukturen in der modernen Gesellschaft. In: Sloterdijk, Peter (Hg.): *Vor der Jahrtausendwende. Berichte zur Lage der Zukunft*. Bd. 1. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 119–150.

- Lupton, D. (Ed.). (2021). *Doing fieldwork in a pandemic [Crowd-sourced document]*. Retrieved December 5, 2023, from <https://docs.google.com/document/d/1clGjGABB2h2qbduTgfqrbiHmog9B6P0NvMgVuiHZCl8/edit>
- Schulze Pals, Jonas (2022): Infektionsschutzgesetz. Warum die Maskenpflicht im Flugzeug nun fällt – und in der Bahn nicht. <https://www.stern.de/politik/deutschland/maskenpflicht-darum-gilt-sie-bald-nicht-mehr-in-flugzeugen-32700560.html>
- Popp, Reinhold/Rieken, Bernd/Sindelar, Brigitte (2017): *Zukunftsforchung und Psychodynamik. Zukunftsdenken zwischen Angst und Zuversicht*. Münster, Waxmann Verlag, S. 11-13 + 41-50 + 63-73.
- Whyte, J., Comi, A., & Mosca, L. (2022). Making futures that matter: Future making, online working and organizing remotely. *Organization Theory*, 3(1). <https://doi.org/10.1177/26317877211069138>
- LPB (Landeszentrale für politische Bildung) (2021): Die Folgen der Corona-Krise. Wie verändert sich unser Alltag durch die Pandemie? <https://www.lpb-bw.de/was-aender-t-corona>